

Der Vater Old Shatterhands

WER WAR – WIE LEBTE KARL MAY?

Wer hat sie nicht als Junge gelesen, die Schmöcker vom edlen Indianer Winnetou, wer hat sich nicht an den Späßen Hadschi Halef Omars gefreut, ohne sich dabei groß um den Mann zu kümmern, der in über sechzig dicken Büchern das Leben von Helden und Schurken in fünf Erdteilen beschrieben hat, um Karl May?

Dieser Schöpfer der vielen Abenteuer- und Reiseromane ist nunmehr, am 30. März d. J., 25 Jahre tot, aber seine Bücher werden heute noch genau so von Jungen – und nicht nur von diesen – verschlungen wie zu seinen Lebzeiten, als er, vielgeliebt und vielbefeindet, in seiner Villa „Old Shatterhand“ in Radebeul bei Dresden saß und Werk um Werk schuf.

Nicht von seinem schriftstellerischen Werk soll hier die Rede sein, sondern von seinem Leben, das wenig bekannt ist, obwohl es viel besprochen und viel bekrittelt wurde. Nicht Enthüllungen, aber auch keine Verteidigungen sollen hier Platz finden, sondern das Leben Karl Mays soll geschildert werden, wie es gewesen ist, in seinem abenteuerlichen Ab- und Aufstieg.

Die Weber von Ernstthal

Die Weber von Ernstthal leben nur leiblich an ihren Webstühlen, engbrüstig, hastig mit dem Schiffchen fingernd, in zehnstündiger, zwölfstündiger Fron. Das enge, niedrige Zimmer, in dem der Vater arbeitet, die Mutter hantiert, die Kinder lärmen, ist nur die Behausung des Körpers. Diese Menschen haben sich in Verachtung des öden Werkeltags, der Mühsal und der Armut, eine Phantasiewelt geschaffen, in der die Seele frei und glänzend sich ausbreiten kann. Das ganze Dorf macht mit: Gevatter Schreiner und Schuster neben den Webersleuten und auch der Herr Kantor und Organist, ja selbst die Herren Lehrer stehen nicht abseits. Die wirkliche, leibhaftige, harte Welt heißt Ernstthal, das Phantasiegebilde wird „Batzendorf“ getauft. Das harte Muß, Kargheit und Mangel regieren in Ernstthal, in Batzendorf herrscht der „Batzen“. Eine Geldwährung der Phantasie, wie alles in diesem imaginären Gemeinwesen, eine Münze, die es nicht gibt und von der man sich deshalb die Taschen der Kleider bis zum Bersten vollstopfen kann. Das Gemeinwesen der Batzendorfer hat seinen Bürgermeister, seine Schöffen, seinen hochwohlweisen Rat – in Wirklichkeit sind das alles armselige Handwerker und Krämer. Batzendorf hat seine Festlichkeiten, seine Umzüge, seine Haupt- und Staatsaktionen, wie zum Beispiel die Ernennung einer unbeliebten und schwarzhafte Frau zur Gemeindegans.

Ernstthal hat auch einen Gasthof „Zum Lügenwirt“ (in Wirklichkeit heißt er ganz anders). Dort wird das Schwindeln als Gesellschaftsspiel betrieben. Man verkohlt sich unentwegt, und geglaubt wird nichts. Auf ihre Kosten kommen des Lügenwirts Gäste, wenn einmal ein Fremder eintritt. Dann zeigen die „Batzendorfer“, was sie können. Zunächst werden phantastische Gerichte bestellt: gebackene Bärenschinken, gesottene Kapaune; die von Wirt daraufhin servierten Bücklinge oder Schweinsohren werden mit größter Würde verzehrt, und der Fremde staunt. Dann wird gelogen, daß die Balken sich biegen und dem Fremden Hören und Sehen vergeht.

Was tun die Bürger von „Batzendorf“ sonst noch? Sie schieben Kegel, sie leihen sich die zwanzig Bände der Ortsbibliothek herum, die grausigen Geschichten von dem höchst kühnen und edlen Räuber Rinaldo Rinaldini, von Esmeralda, der eingemauerten Nonne, vom Geisterpferd, von der Braut am Hochgericht. Zeitweilig ist Soldatenspiel, das sich tief ernst nimmt und seine eigene Komik nicht sieht, unter den Menschen hier Mode. Man hüllt sich in Uniformen, man tituliert sich Kommandant und Major, und es fehlt eigentlich nur die Mannschaft.

Karl Mays Kindheit.

Das ist Ernstthal zu der Zeit, da der spätere Meister der Dreizehn- und Vierzehnjährigen ganz Europas auf ihren „Kriegspfaden“ und am friedlichen Lagerfeuer selbst noch ein Knabe ist. Hier, in der Enge der väterlichen Wohnung, im Gewinkel der Gassen, in den Gebüschchen und auf den Wiesen der Umgegend, verlaufen die Kindheitsjahre Karl Mays. Der Vater ist ein unruhiger Kopf und keineswegs ein regelmäßiger Arbeiter; ein Mensch, der viel anpackt, aber wenig zu Ende führt. Manchmal ergreift ihn ein unbezähmbarer Tatendrang: er sitzt dann viele, viele Stunden am Webstuhl. Hin und her geht das Schiffchen, Faden auf Faden fügt sich in das feinmaschige, immer größer wachsende Netz. Der Vater rührt

sich nicht von Fleck, er rastet und ruht nicht, in zäher Verbissenheit will er nachholen, was er in müßig verträumten Wochen versäumt hat. Wehe, wenn nicht im ganzen Zimmer tiefste, heiligste Stille herrscht. Ein lautes Wort, ein Klappern oder ein lauter Schritt mit dem Schuh hat einen Wutanfall des sonst umgänglichen Mannes zur Folge; dann gibt es eine Tracht Prügel, ehe man sich's versieht. Die Kinder, die vier Mädchen und der Junge, sitzen mit angehaltenem Atem bei ihrer Beschäftigung. Wenn sie reden müssen, so tun sie es im Flüsterton und mit ängstlichen Blicken nach dem arbeitenden Vater hin, in dessen greifbarer Nähe der geflochtene Strick liegt ...

Ist das Arbeitspensum, das Vater May sich vorgenommen hat, endlich geschafft, die Webe abgeliefert und der klingende Lohn im Hause, dann darf die Familie wieder lustig sein. Für das Geld werden schöne Sachen gekauft, man schmaust, man lacht, und die Kinder wissen, daß die bösen Stunden des Leiseseins sich nun nicht so schnell wiederholen werden. Jetzt wird der Vater stracks den imaginären Weg von Ernstthal nach Batzendorf gehen. Am Schanktisch des Lügenwirts wird er mit den anderen lachen und flunkern, auf der Kegelbahn wird er seinen Mann stehen, und dann wird er lesen, ganze Tage und halbe Nächte.

Doch der Vater May ist über die Leihbibliothek mit den Räuberromanen längst hinausgewachsen, ihn interessieren Schriften, in denen leichtverständlich von den Rätseln der Welt, von den Geheimnissen der Natur, der Astronomie oder von den Lebensläufen berühmter Männer erzählt wird. Von unbändigem Bildungshunger ist dieser Mann, der sein ganzes Leben lang unter dem Gefühl leidet, hier als ärmlicher Handweber zu versauern, während seine Intelligenz ihn zu Höherem befähigt. Aber für seine Person hat der Vater schon entsagt, ein paar verfehlte geschäftliche Spekulationen, in die er sich eingelassen hat, haben ihm gezeigt, wie schwer es zu seiner Zeit ist, soziale Schranken zu durchbrechen.

Der Weber Friedrich May würde vielleicht ganz und gar in Phlegma und düsteren Fatalismus versinken, wenn er nicht noch eine große Hoffnung hätte: seinen einzigen Sohn, der ihm geblieben ist. In dem kleinen Karl soll sich das verwirklichen, was dem Vater das Leben versagt hat. Die Kräfte des Jungen sollen nicht in der Enge eines Weberdaseins verkümmern. Ein großer Mann soll das Kind werden; schon jetzt will der Vater dem Knaben, der ihm am 25. Februar 1842 geboren wurde, die Waffe schmieden, die er dereinst brauchen wird, um im Leben voranzukommen. Diese Waffe heißt: Wissen!

Der Junge soll lernen, lernen und noch einmal lernen. Der Vater überwacht die Schularbeiten mit eiserner Strenge, da gibt es keine Gnade; überdies wird dem kleinen Karl all das Wissen mitgeteilt, das der Vater sich im Laufe der Zeit in seiner wahllosen Lektüre angeeignet hat. Von der Rotation der Erde und dem Planetensystem bekommt er zu hören, die Geographie Deutschlands muß er sich einprägen – nach einem Lehrbuch, das längst veraltet ist! Die Fürsten- und Herzogtümer, deren Name sich das Kind merken muß, sind längst abgeschafft. Was stört das den Vater May! Lernen ist Lernen!

Karl May lernt gut. Das Kind hat die ersten Jahre seines Lebens in Blindheit verbracht. Dadurch ist seine innere Sehkraft geschärft: er ist schon fast im Schulalter, als er die Umwelt, die Eltern, das Haus, die Bäume, die Wiesen durch Augenschein kennenlernt. In den Jahren der Finsternis hat das Kind es gelernt, sich von einer Welt, die man nicht sehen kann, eine Vorstellung zu machen. Das kommt dem Schüler jetzt zugute, er überspringt Klasse um Klasse, und bald sitzt er, noch nicht zehnjährig, neben den halbwüchsigen Burschen, die schon vor der Schulentlassung stehen.

Karl Mays Mutter ist eine rüstige, praktische Frau, voller Liebe und von gesundem Verstand; in späteren Jahren übt sie die Tätigkeit einer Hebammenschwester aus und trägt beträchtlich für den Lebensunterhalt der Familie bei. Auf die geistige Entwicklung des Knaben nimmt die Mutter und unermüdliche Arbeiterin jedoch kaum wesentlichen Einfluß.

Anders die Großmutter! Sie steckt voll der schönsten, buntesten Geschichten: eine richtige Märchengroßmama. Zu ihr flüchtet sich Karl in den kärglichen Mußestunden, die ihm der väterliche Erziehungsfanatismus gönnt. Hier, in den Geschichten von fahrenden Rittern, Drachen, Zwergen und Feen, kommt die Knabenphantasie Karl auf ihre Rechnung.

Die Märchenwelt der Großmama füllt einen großen Teil der Gedankenwelt des Jungen aus. Die holden Gestalten der Märchen und Erzählungen begleiten das Kind, wenn es halbe Nächte lang auf der Kegelbahn helfen muß, um ein paar Groschen für den Haushalt mitzuverdienen. Sie bevölkern die öde Schulstube, in der zum hundertsten Male Dinge durchgekaut werden, die das vom Vater gedrillte Kind längst auswendig weiß. Die Nixen und Gnomen, die Helden und Zwerge drängen sich zwischen die Zeilen der pedantischen

Bücher, die Karl nach dem Willen des Vaters durchstudieren muß.

Durch den Umgang mit den älteren Schülern und die vielen gemeinsamen Gänge mit dem Vater, der ihn überallhin mitnimmt, wird das Kind frühreif. Karl sitzt dann am Schanktisch des Lügenwirts, lernt die Mysterien von Batzendorf kennen und macht sich in seinem unreifen Kopf seine Gedanken darüber, ohne viele Fragen zu stellen. Eins wird ihm klar: Alle Menschen seiner Umgebung haben den heißen Wunsch, einem kärglichen düsteren Dasein zu entfliehen, zu dem sie durch die Verhältnisse gezwungen sind. Als Mittel zu ihrer Weltflucht dient ihnen die Phantasie, die sie üppig wuchern lassen. Und des Kindes Begriffe von Traum und Wirklichkeit, von Wahrheit und Lug müssen natürlich in gefährliche Verwirrung geraten.

Im Lehrerseminar.

Als junger Mensch sitzt Karl May eines Tages, mit den geistigen und seelischen Grundlagen, die er in Ernstthal und Batzendorf erhalten hat, unter den Zöglingen des Lehrerseminars in Waldenburg. Der Vater hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, dem Jungen eine Freistelle am Gymnasium zu erwirken, aber das Stipendium, das ihm ein mit großen Mühen gefundener Gönner, der Graf von Niederglauchau, aussetzt, reicht nicht für die hohe Schule. Fünfzehn Taler im Jahr stehen für die Ausbildung des Jungen zur Verfügung; damit ist bei äußerster Entsagung gerade der Besuch auf dem Seminar möglich.

Unter halbwüchsigen Burschen, die alle aus ärmlichen Verhältnisse[n] kommen, ist Karl der ärmlichste und letzte. Seine Anzüge sind aus abgelegten Kleidern des Vaters grob zurechtgeschneidert. Über Taschengeld verfügt er nicht. Im Verbrauch von Büchern und Heften muß er sich peinlichste Sparsamkeit auferlegen.

Hinter dem Hause, das den ganzen Tag vom Gefiedel geigeübender Jungen, vom Vokabelrepetieren, von Gesangsübungen und vom ewigen Hin und Her erfüllt ist, arbeitet Karl. Er ist auch hier ein guter Schüler, aber die Enge seiner Aussichten, sein Geldmangel, der ihn zum Verzicht auf jede Annehmlichkeit zwingt, und das öde Einerlei des Unterrichts quälen den unausgeglichenen Jungen. Sehr stark macht sich Batzendorf geltend: das Kind armer Webersleute sucht sich in Prahlereien Glanz zu geben, die leicht durchschaut werden und ihm einen zweideutigen Ruf verschaffen. Aber Karl Erzählergabe, die sich geltend macht, gleicht seine Fehler in den Augen mancher Mitschüler wieder aus; oft sitzen sie halbe Nächte um das Bett des phantasiereichen Jungen und lauschen seinen geflüsterten Geschichten von Räubern, Korsaren und Indianern.

Kurz vor dem Weihnachtsfest – es ist das Jahr 1860 – wird Karl May von seiner ältesten Schwester besucht. Die beiden Geschwister stehen schon im Banne der Vorfreude auf das Christfest. Karl fühlt sich vom Schicksal benachteiligt, weil er nicht die hohe Schule besuchen kann, sondern hier in der öden, seinen ehrgeizigen Wünschen nicht genügenden Vorbereitungsanstalt sitzen muß. Immerhin ist ihm ein kleiner Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter geglückt. Ein Handweber braucht er nicht zu werden, und als Lehrer ist man immerhin Respektsperson. In kindlicher Eitelkeit läßt Karl seine Schwester die Überlegenheit fühlen, die schon jetzt zwischen dem Seminaristen und dem gewöhnlichen Dorfmadchen aus Ernstthal gesteht. Die gutmütige Schwester bewundert die helleren und größeren Zimmer, in denen Karl lebt und arbeitet, das schöne Harmonium, an dem er üben darf, die Landkarten, Globen, die ausgestopften Tiere und Skelette im wissenschaftlichen Zimmer.

Zufällig ist Karl gerade der „Wochenordner“, also eine Art Amtsperson, er hat Gerätschaften und Lehrmittel wegzuschließen, für Kreide und Schwamm zu sorgen und anderes mehr. Er hat einen Schlüsselbund bei sich und darf ungehindert auch außerhalb der Unterrichtsstunden in allen Lehrräumen herumgehen. Die Schwester kommt mit, und bewundernd blickt das junge Mädchen zu dem jüngeren Bruder auf.

Zu Karl Funktionen gehört es auch, für die Kerzenlichte zu sorgen; die niedergebrannten Lichtstummel muß er aus den Leuchtern nehmen und in einen Napf werfen. – „Ach, der viele Talg!“ ruft die Schwester aus. „Wer bekommt denn den?“

„Damit kann ich machen, was ich will“, renommierte Karl – in Wirklichkeit muß er sie beim Hausmeister abgeben.

Der Schwester kommt ein Gedanke. Das Weihnachtsfest steht vor der Tür, das ruppige Bäumchen mit dem kärglichen Schmuck zu Hause in Ernstthal könnte diesmal leuchten wie ein richtig strahlender Lichterbaum bei reichen Leuten! Ein Baum, dessen Glanz das ärmliche Zimmer in ein festliches Gemach

verwandelte!

„Wenn du damit machen kannst, was du willst, könntest du mir die Stummel doch mitgeben“, meint das Mädchen. „Ich schmelze den Talg, besorge mir Dochte und habe viel schöne Christbaumkerzen.“

Karl zaudert einen Augenblick. Aber der Wunsch, seiner Familie gegenüber als Wohltäter aufzutreten, die Gelegenheit, seinen Leuten zu Hause Freude zu bereiten und ihnen gleichzeitig zu imponieren, bringen die warnende innere Stimme zum Schweigen. „Dieses Zeug hier in dem Napf ist doch eigentlich ein herrenloses Gut“, denkt der Junge, „ob es der Hausverwalter bekommt, der es vielleicht wegwirft, oder die Schwester, wen geht das etwas an!“ Karl packt die Lichtstümpfe in Papier und steckt sie der Schwester zu.

Aber er ist beobachtet worden. Er hat sich gar nicht in acht genommen, er mißt der Angelegenheit keinerlei Wichtigkeit bei.

Anders die Lehrerkonferenz. Sie sieht in der „Tat“ des Zöglings ein schweres Vergehen. Das ganze Mißtrauen dieser Lehrerschaft gegen den sonderbaren phantastischen Jungen macht sich geltend. Sein Schwindeln und Flunkern ist bekannt, nun hat er sich auch noch eines „Diebstahls“ schuldig gemacht. Ein solcher Schüler ist nicht wert, die Anstalt weiter zu besuchen; Karl wird relegiert.

Zum ersten Male in seinem Leben hat Karl Schiffbruch gelitten, aber das sächsische Kulturministerium ist vernünftiger als die Lehrerschaft von Waldenburg, sie gestattet dem „schuldbeladenen“ Schüler, seine Studien auf einer anderen Anstalt zu Ende zu führen.

Die mitgenommene Uhr.

Mit einem „Klecks“ in seinem sonst guten Abgangszeugnis tritt Karl ins Leben hinaus, ein harter Schlag bei seiner Veranlagung, seinem Stolz und seiner Geltungssucht. Der junge Karl May fühlt unklar eine große Begabung in sich, Kräfte, die die Umwelt noch nicht ahnen kann, er fühlt sich zu Hohem berufen. Aber das Schicksal hat ihn in einen Lebenskreis hineingezwängt, in dem die Aussichten, etwas zu werden, recht begrenzt sind. Und das Leben hat den ehrgeizigen jungen Menschen überdies noch durch den Spruch der Lehrerkonferenz schwer gedemütigt. Mit dem Gefühl, vom Schicksal beleidigt zu sein, steht Karl in seinem Beruf. Je härter und freudloser das äußere Leben ist, desto mehr verspinnt er sich in die Regionen seiner Phantasie. Das haben die Leute in Ernstthal ja alle so getan, durch die Flucht nach „Batzenndorf“.

Karl hat im Seminar eine Erzählung verfaßt und das Werk an einen großen Verlag geschickt, die unreife Arbeit ist abgelehnt worden; aber der Chef des Verlages hat dem jungen Schriftsteller einen im großen und ganzen ermunternden Brief geschrieben. Karl aber hat aus den freundlichen Worten nur das Nein herausgehört, er fühlt sich auch in diesem Punkte „blamiert“, er ist unsicher geworden und wagt zunächst keinen weiteren Versuch. Die Jugend Karl Mays leidet unter dem Unglück, daß sich für den Jungen nirgends, weder im Elternhaus noch in der Schule noch später, ein geistiger und moralischer Führer findet, dessen Ermahnungen, dessen Ansporn, dessen Warnungen ihm inneren Halt gewähren können. So ist er sich über sich selbst und die Umwelt stets im unklaren, ein unbändiger Leistungs- und Geltungswille ist vorhanden, aber einen Mann, der die ehrgeizigen Triebe des jungen Mannes in die richtige Bahn lenken könnte, gibt es nicht.

Und bald strauchelt er. Eine Affäre mit einer Uhr und einer Meerschaumpfeife, die Karl May an sich nimmt – es ist heute nicht mehr zu klären, ob aus reinem Leichtsinne oder aus unlauteren Motiven –, bringen ihn zum ersten Male mit dem Strafgesetz in Konflikt. Sinnlos und kindisch ist diese Aneignung fremden Guts auf jeden Fall, sinnlos und kindisch ist auch Karl Mays Verhalten, als der Ortsgendarm von Ernstthal den „Täter“ zur Rede stellt.

Nach seinem eigenen Bericht ist Karl May von einem wohlmeinenden weiblichen Wesen gewarnt worden. Eine Anzeige wäre gegen ihn eingelaufen, berichtet ihm die Frau in höchster Aufregung. Die Uhr seines Stubenkameraden soll er mitgenommen haben, sie will nichts wissen und wird nichts sagen, aber Karl möge um Gottes willen dafür sorgen, daß man den fraglichen Gegenstand nicht bei ihm findet. Schon aber kommt der Gendarm, und Karl tut das Dummste, was er tun kann, er nimmt die Uhr heimlich aus der Tasche, läßt sie durch das Hosenbein in den Schuh gleiten und leugnet alles; dabei hat er die Uhr des Stubenkameraden mit dessen Erlaubnis immer bei sich geführt, und es kann gut sein, daß er sie aus Unachtsamkeit mit in die Ferien genommen hat.

Für die Behörde aber ist es ein Diebstahl, und Karls Vorleben weist einen dunklen Punkt auf, sechs Wochen Gefängnis sind das Resultat. –

Jahre der Irrungen.

Sein Lehramt hat Karl verloren; für einen Vorbestraften ist kein Platz im bürgerlichen Leben. Der entlassene Lehrer ist in den Augen der Umwelt ein Außenseiter der Gesellschaft, und das Schlimmste ist, daß Karl May sich selbst so fühlt. Jetzt rebelliert er offen gegen die menschlichen Gesetze, gegen die bürgerliche Moral. Der entlassene Lehrer führt das Leben eines an nichts gebundenen Vaganten, er taucht auf den Landstraßen und in den Pennen der Tippelbrüder auf, manchmal ist er zu Haus bei den Eltern, dann wieder treibt es ihn in die Weite. Völlig klar liegt das Leben Karl Mays in dieser Epoche nicht zu Tage. In einem zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen hat er die Schleier lüften wollen, die über diesem Teil seines Lebens liegen, aber der Band ist nicht mehr geschrieben worden.

Am 20. Oktober 1862 wird Karl May aus der Haft entlassen. Dieses Datum ist wichtig, weil die Zeiten in seiner Selbstbiographie sehr unklar sind und sich nur auf solche Weise die Termine des Lebens ermitteln lassen. Die erste Zeit verbringt er bei den Eltern in Ernstthal, vermutlich etwa ein halbes Jahr. Er beschäftigt sich damit, ein kleines Orchester zusammenzustellen, und wirkt auch als Chormeister eines Gesangvereins.

Dann treibt es ihn in die Ferne, und es ist denkbar, wenn auch durch nichts wie durch sehr vage Erzählungen verbürgt, daß er vom Juli 1863 bis Juli 1864 in Amerika gewesen ist, wo er sich hauptsächlich in St. Louis aufgehalten haben soll. Im Juli 1864 jedenfalls ist er wieder in Sachsen, denn von da an sind ihm Straftaten nachgewiesen. Es sind schon schwerere Delikte, um die es sich handelt: um Betrug, Unterschlagungen und Hochstapeleien. Die Räubergeschichten der Ernstthaler Leihbibliothek, „Batzendorf“, kurz, das Milieu seiner Kindheit trägt seine Früchte. Da man Karl May im bürgerlichen Leben keinen Fuß fassen läßt nach dem „Diebstahl“ der Uhr, kehrt er zu der Schauerromantik der Jugend zurück; vielleicht denkt er auch an die edlen Verbrecher, die nur das Gute wollen. Aber die Schauplätze seiner Taten sind häufig recht unromantisch. In Leipzig bei der Messe neppt er Pelzhändler, und in anderen Städten Sachsens muß mancher Leichtgläubige sein Vertrauen zu Karl May, der unter hochtrabenden Namen auftritt, bitte büßen.

Diese Taten führen am 27. März 1865 wieder zu seiner Verhaftung. Es sind zumeist Hochstapeleien, für die er zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wird. Vom 14. Juni 1865 an büßt er in der Strafanstalt Zwickau und wird am 2. November 1868, also nach 3 ½ Jahren, infolge einer Amnestie begnadigt.

Wieder kommt er dann nach Ernstthal, wieder verziehen ihm die Eltern, aber sie haben in dem Straftlassenen einen recht unbequemen Hausgenossen. Der junge Mann steht unter Polizeiaufsicht, oft kommt der Gendarm ins Haus und wirft sich in Positur, Karl ist mürrisch und einsilbig, er meidet die menschliche Gesellschaft, er kommt und geht, wann es ihm paßt, tagelang sitzt er in seinem Zimmer vergraben über Büchern, über rätselhafter Schreibearbeit. Dann wieder ist er auf seinen Ausflügen, die ihn tage- und wochenlang von Hause fernhalten. Mutter und Vater leben in ständiger Angst: Was tut er, was macht er?! Alle möglichen unaufgeklärten Dinge, Diebstähle, Einbrüche und sogar ein Brand, sind während Karl Mays Aufenthalt in Ernstthal passiert; der Verdacht richtet sich natürlich gegen den Vorbestraften, aber der kümmert sich um nichts. Das Tuscheln und die Blicke der Leute lassen ihn kalt, die immer häufigeren Besuche des Gendarmen, seine vielsagenden Blicke und verfänglichen Fragen machen keinen Eindruck auf ihn.

Die Eltern und Mitbürger haben diesen rätselhaften jungen Mann fast ständig vor Augen, aber sie wissen nichts von seinem Leben. Was tut er auf seinen einsamen Streifen? Sind wirklich die ungeklärten Straftaten der letzten Zeit auf sein Schuldkonto zu buchen? Ist er gar wirklich der heimliche Führer einer weitverzweigten geheimnisvollen Bande? Die Leute tuscheln und raunen, der Klatsch und das Gerede wachsen ins Ungemessene.

Eines Tages, am 2. Juli 1869, geschieht, was die Eltern schon so lange in banger Sorge erwartet haben: Karl May wird wieder verhaftet. Auf dem Wege zum Untersuchungsgefängnis krönt er seine Taten durch einen wahrhaft tollen Streich. Er zerreißt seine Handschellen, er hält die Polizisten mit einer ungeladenen Pistole in Schach und entflieht.

Er flieht durch Böhmen, Österreich, die Schweiz, das Rhôneetal entlang bis nach Marseille. Das ist die einzig verbürgte Fahrt in seiner Jugend. Es ist wahrscheinlich, daß er von Marseille nach Algier und Tunis, als Trimmer vermutlich, gelangt ist. Sicher aber ist, daß er im Dezember mit einem Schiff in Triest gelandet ist, von wo er nordwärts wandert, bis ihn in der Gegend von Eger am 5. Januar 1870 sein Geschick ereilt.

Er wird den sächsischen Behörden ausgeliefert. Wieder erhält Karl May eine vierjährige Strafe, wieder sind es Betrug und ähnliche Delikte, deren er schuldig erkannt wird. Von den anderen Verbrechen, die man ihm zur Last legt, findet sich nichts in den Strafakten, nur aus der wiederholten Rückfälligkeit erklärt sich die Schwere der Strafe, die Karl May diesmal bis zu Ende vom 3. Mai 1870 bis zum 2. Mai 1874 in Waldheim verbüßen muß.

Es ist vielleicht das Erstaunlichste in dem rätselvollen Charakter Karl Mays, daß dieser Mann nach Verbüßung dieser langen Haft endgültig Schluß zu machen vermag mit der kriminellen Epoche seines Lebens. Ihm sind, wie er in seinem Erinnerungsbuch freimütig betont, seine letzten vier Jahre in der Strafanstalt wirklich Zeiten der inneren Einkehr, Zeiten der Selbstbesinnung. Hinter den Gefängnismauern von Waldheim findet Karl May sich selbst, hier sammelt er die moralischen Kräfte, die ihn befähigen, nunmehr seinen Weg unbeirrt geradeaus zu gehen. Hier in der Enge der Zelle formt sich der Wust seiner phantastischen Gedanken zu den Romanen und Reiseerzählungen, die ein Jahrzehnt später die Welt erobern.

Was eine verständnisvollere Führung in seiner Jugend, was günstigere Lebensumstände ihm auf weniger brutale Art hätten geben können, das muß Karl May sich auf den schweren Irrwegen seiner jungen Jahre bitter erkämpfen.

Karl May ist aus der Haft entlassen, hat die schweren Tore des Gefängnisses hinter sich, es ist der 2. Mai des Jahres 1874, also im Frühling, als der Gestrauchelte dem Vaterhause wieder zuwandert. Der Vater, der alt geworden ist, kommt ihm entgegen; noch auf dem Heimweg sprechen die beiden über das, was Karl May in Gefängnis geschrieben hat. Der Vater hat es an den Kolportageverleger Münchmeyer gesandt, und dieser interessiert sich für die Arbeit; aber Karl May meint, Münchmeyer würde ihn allzusehr zum Schreiben schundiger Geschichten verleiten. Man läßt das Thema, und abends am Familientisch erzählt man sich, was inzwischen in den vier Jahren geschehen ist. Die Zukunft scheint besser werden zu wollen als die Vergangenheit.

Aber Karl May hat etwas nicht bedacht, was ihm erneut zum Verhängnis werden soll. Er steht ja noch zwei Jahre unter Polizeiaufsicht, und das ist in dem kleinen Ort sehr hart; denn in den Kneipen brüstet sich der Gendarm, welche Macht er jetzt über Karl May hat. Schon am nächsten Morgen kommt er zu ihm und verkündet ihm, was er zu tun, was er zu lassen habe. Das wird dem impulsiven Menschen zuviel, und er weist dem Hüter des Gesetzes die Tür, geht stracks zum Bürgermeister und verlangt einen Auslandspaß. Den bekommt er natürlich nicht, und da reist Karl May ohne Paß ab. Wohin er gefahren ist, das weiß man nicht, aber es ist ihm inzwischen gelungen, die Verbindung mit Münchmeyer aufzunehmen, und wenige Monate später ist er in Dresden. Münchmeyer stellt ihn als Chefredakteur seines Wochenblattes „Der Beobachter an der Elbe“ an. 600 Taler Gehalt bekommt er und hat damit eine finanzielle Grundlage. Schon im März des nächsten Jahres hat er in Dresden eine eigene Wohnung, er ist eminent fleißig und verdient neben seinem Gehalt noch manchen Taler. Bald werden aus der einen Zeitschrift drei, die nicht zuletzt durch Karl Mays Beiträge einen guten Absatz haben.

Da erreicht ihn am 15. März 1875 ein Ausweisungsbefehl der Polizeidirektion. Ortsfremde Vorbestrafte will man nicht in den Mauern der Residenz haben. Rührend ist seine Bitte an die Polizeidirektion, ihn doch in Dresden wohnen zu lassen:

„Nach langem Irren ist mir endlich eine Stellung geboten, welche mich von Sorgen befreit und mir Gelegenheit bietet, das Vergangene wiedergutzumachen und den Beweis zu führen, daß der Weg meines Lebens sich nie wieder einem ‚dunklen Hause‘ nähern werde. Wer da weiß, wie schwer es dem entlassenen Strafgefangenen wird, sich aus dem Schmutz emporzuarbeiten, der wird begreiflich finden, daß ich mit innigster Freude und Genugtuung dem Rufe gefolgt und in die gebotene Stellung eingetreten bin. In den wenigen Tagen meines Hierseins habe ich das vollständige Vertrauen meines Chefs erlangt, und ich hegte die freudige Hoffnung, daß ich die Vergangenheit hinter mich werfen und mit unbeirrtem Eifer vorwärts streben könne. Aber aus diesem Glück wurde ich durch die Nachricht gerissen, daß ich polizeilich aus Dresden gewiesen sei. Wohl weiß ich, daß ich schwer gefehlt und gesündigt habe, und die Tätigkeit meines ganzen Lebens muß darauf gerichtet sein, Verzeihung des Geschehenen zu erlangen. Dazu aber bedarf ich der Gelegenheit, und diese ist mir in meiner gegenwärtigen Stellung reichlich geboten. Der Ausweis aber raubt mir diese Gelegenheit, wirft mich in den Schmutz zurück und bringt die bitterste Kränkung über meine armen alten Eltern, denen ich eine Stütze sein könnte, nun aber nicht sein kann.

Deshalb wolle mir die ergebenste Bitte gestattet sein:

Die Hohe Königliche Polizeidirektion wolle mit Rücksicht darauf, daß meine Stellung eine fixierte und sichere ist und mir nach Verlauf von fünf Wochen der Aufenthalt in Dresden doch gestattet sein würde, einmal gütige Nachsicht hegen und mich durch die Domizilverweigerung nicht in Not und neue Schande stürzen!

Sollte diese Bitte erfüllt werden, so würde ich in steter Dankbarkeit der Humanität gedenken, welche meinen Eltern die bitterste Kränkung erspart und mir das Fundament läßt, auf welchem ich mir eine bessere Zukunft errichten möchte.

Aber die Behörde läßt sich nicht rühren, Karl May muß die Stadt verlassen. Und er geht für seinen Verleger Münchmeyer auf Reisen durch Deutschland und Österreich und organisiert hier den Vertrieb der Münchmeyerschen Verlagsprodukte. Zwischendurch schreibt er Indianergeschichten, die das „Deutsche Familienblatt“ herausbringt, und Erzählungen aus dem Orient für die „Feierstunde“. Er schreibt ungeheuer viel, und die Auflage der Blätter wächst.

Münchmeyer ist begeistert von seinem Autor und will ihn gern mit seiner Schwägerin verheiraten: Das Band der Verwandtschaft soll das geschäftliche unzerstörbar machen. Doch Karl May will nicht und kündigt Münchmeyer, als dieser seine Pläne durchzusetzen sucht. Karl May fühlt sich anderwärts bereits gebunden. In seiner Vaterstadt Ernstthal hat er ein sehr schönes Mädchen kennengelernt, das als Waise bei seinem Großvater lebt.

Erfolg der Arbeit.

Nach einigen Widerständen des Großvaters kann Karl May Emma Pollmer als seine Gattin heimführen. Sie stammt aus sehr bescheidenen Verhältnissen, glaubt aber jetzt, da Karl May ein gutes Einkommen hat, das Geld mit vollen Händen ausgeben zu können. Bald ergeben sich finanzielle Schwierigkeiten, und da bewegt Emma May ihren Gatten, sich wieder mit Münchmeyer in Verbindung zu setzen. Erst will er nicht, denn er arbeitet jetzt für Peter Roseggers „Heimgarten“, für das „Katholische Familienblatt“, für den „Deutschen Hausschatz“ und für die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“. Mit der Arbeit für diese angesehenen Blätter hat er genug zu tun; seine Arbeiten finden Interesse, und die Redaktionen fordern immer neue Beiträge von ihm an. Doch dem Drängen seiner Frau gibt er nach, er trifft sich mit Münchmeyer, und durch Handschlag schließt er einen neuen Vertrag mit diesem Kolportage-Verleger. So entstehen die später in sechs Bänden erschienenen „Waldröschen“-Romane. Als Verfasser wird der Kapitän Ramon Diaz de la Escosura genannt, ausdrücklich ist vereinbart, daß der Name Mays nicht genannt werden darf und daß das Verlagsrecht nur bis zu einer Auflage von 20 000 Exemplaren gehen soll. Es folgen noch ein paar andere Romane für Münchmeyer, doch dann hat es der inzwischen von Ernstthal nach Dresden und von da nach Kötzschenbroda übersiedelte Schriftsteller satt, in diesem Tempo weiterzuschreiben und er löst den Vertrag mit Münchmeyer.

Schon früher hat Karl May seine Novellen und Erzählungen vielfach in exotischem Milieu spielen lassen, und nun entsteht in rascher Folge, oft unter Zusammenstellung schon vorhandener Erzählungen, das Reisewerk Karl Mays, in dem Kara ben Nemsis mit seinem treuen Hadschi Halef Omar durch die Wüste, durch Kleinasien und durch den Balkan zieht, immer im Kampf mit dem Bösen, und in dem etwas später Old Shatterhand mit seinem Freunde Winnetou den Kriegspfad beschreitet. Der vordere Orient und die nordamerikanischen Indianerreviere, das sind die Schauplätze der bekanntesten Reiseerzählungen Karl Mays. Jeder Band wird von den Lesern heißhungrig erwartet, und seine Leser sind nicht nur halbwüchsige Schüler. Und während sie um das Schicksal Kara ben Nemsis und Old Shatterhands zittern, sitzt Karl May an seinem Schreibtisch in Kötzschenbroda und schreibt Band um Band. Es ist seine im Schaffen glücklichste Zeit, und sein Leben ist nur durch das unerfreuliche Verhältnis zu seiner Gattin getrübt.

Bald kommen Briefe begeisterter Anhänger, die nicht nur das Werk loben, sondern auch solche, die von dem Autor Rat erbitten. Schließlich taucht immer häufiger in den Briefen die Frage auf: Ist Karl May selbst Kara ben Nemsis und Old Shatterhand? Hat er selbst mit Winnetou am Lagerfeuer gesessen und als Kara ben Nemsis die schlechten Würdenträger des Padischah gezeißelt?

Karl May ist kein kräftiger Mensch und seine schwachen Augen haben ihn in jungen Jahren schon untauglich zum Militärdienst gemacht. Daran wird er gedacht haben, wenn er die Frage zunächst ausweichend beantwortet. Die Briefe aber häufen sich, und eines Tages – das Lügendorf seiner Heimat wird

ihm in Erinnerung gekommen sein – gibt er zu: Ja, ich bin der Held meiner Erzählungen! Bald glaubt er es selbst, wenn er Bekannten und Gönnern von den Abenteuern erzählt. Immer mehr spinnt er sich in den Gedanken, und nicht lange dauert es, da gibt er schon seinen Lesern genaue Einzelheiten zum besten: Wie es seinem Diener Hadschi Halef Omar jetzt ergeht, wie alt Winnetou geworden ist, kurz alles, was seine Werke noch offen lassen.

Man kann sagen, daß Karl May in den Jahren 1875 bis 1898 hart und schwer gearbeitet hat, ungefähr 40 dicke Bücher sind die Frucht jener Jahre. Diese Arbeit hat ihn zu Wohlstand gebracht, und er kann es sich leisten, in Radebeul, einem Villenvorort von Dresden, sich ein Haus zu bauen, eine schöne, große Villa. Er tauft die Villa „Shatterhand“, und sie enthält neben dem Hausrat viele Stücke aus dem Orient, aus Nordamerika und Ostasien. Hier hängt auch der berühmte Henry-Stutzen Kara ben Nemsis und die Silberbüchse Old Shatterhands, die Karl May irgendwo gekauft hat. Hier kann er auch seine große Bibliothek systematisch genau aufstellen, die ihm das Material zu manchem abenteuerlichen Roman vermittelt hat. Auch die Wasserpfeife Kara ben Nemsis fehlt nicht.

Das Haus ist eingerichtet, und er könnte eigentlich in Ruhe weiterschreiben, Abenteuer ersinnen, die ein lesehungriges Publikum verschlingt. Da aber, Anfang 1899, treibt es ihn in die Ferne; er will selbst Abenteuer erleben. Der berühmte Schriftsteller, hochgeehrt von aller Welt, macht sich nach den Stätten auf, die er eingehend wie kaum ein anderer beschrieben und doch nie zuvor gesehen hat.

Er kommt in Port Said an, reist nach Kairo; hier legt er bald die europäische Kleidung ab und reitet als Mohammedaner zusammen mit einem arabischen Diener – Hadschi Halef Omar freilich ist es nicht – durch die Straßen und in die Wüste hinaus, er glaubt so Land und Leute besser kennenzulernen. Dann geht's nach Palästina, nach Bagdad, und schließlich nach Indien und Sumatra; doch kann er sich überall nur kurz aufgehalten haben, denn schon im Oktober ist er wieder in Kairo, wo er sich mit seiner Frau und dem befreundeten Ehepaar Plöhn trifft. Um die Mitte des Jahres 1900 kommt die Reisegesellschaft wieder in Dresden an.

Er hofft, die vielen Eindrücke seiner ersten wirklich großen Reise jetzt verwerten zu können, aber das Schicksal hat es anders bestimmt. Kaum ist er wieder in Deutschland, da erfährt er, daß der Nachfolger Münchmeyers die „Waldröschen“-Romane unter seinem Namen neu herausbringen will. Karl May weiß, daß die vereinbarten 20 000 längst überschritten sind. Darüber hat man mit Münchmeyer, der inzwischen gestorben ist, wiederholt korrespondiert, doch die Briefe sind und bleiben verschwunden. Emma May hat sie verbrannt.

Die Prozesse.

Karl May verklagt Frau Münchmeyer und den jetzigen Inhaber des Verlages, und so entspinnt sich ein Prozeß von gigantischem Ausmaß, der über Karl Mays Tod hinaus dauern soll. Zuerst sieht dieser Prozeß aus wie ein üblicher Verlagsstreit; es ist zu entscheiden, ob Münchmeyers Nachfolger oder Fehsenfeld, sein jetziger Verleger, die „Waldröschen“-Romane herausbringen dürfen.

Bald aber werden Vorwürfe gegen Karl May in der Presse laut, er schreibe neben seinen Reisewerken, die erzieherisch wirken sollen, unanständige Romane. Karl May ist entsetzt, muß aber dann feststellen, daß in den „Waldröschen“-Romanen Einschübe zu finden sind, die nicht aus seiner Feder stammen. Stark erotische, fast pornographische Stellen. Der Verlag betont, das sei nötig gewesen, um ein Geschäft mit den Romanen zu machen. Karl May dagegen sagt, er habe die Romane zuvor niemals gedruckt gelesen, habe also nichts davon gewußt.

In diesem Rechtsstreit, der unzweifelhaft zu Karl Mays Gunsten auszugehen verspricht, tritt leider bald ein neuer Gesichtspunkt. Es stellt sich heraus, daß Karl May, daß also Old Shatterhand und Kara ben Nemsis vorbestraft sind. Zunächst leugnet Karl May, er will den ganzen Prozeß schießen lassen, wenn er die Vorstrafen zugeben muß. Aber nichts hilft mehr, er muß vor den Richtern, und damit vor der ganzen lesenden Welt, zugeben, daß er niemals die Abenteuer erlebt hat, die er beschreibt. Er sucht nach neuen Auswegen, wie er sich vor seinen Lesern rechtfertigen kann. Alles soll nur symbolisch gewesen sein. In Old Shatterhand und Kara ben Nemsis soll sich das Welt-Ich verkörpern, das aus der Tiefe sich zu immer größerer Läuterung hindurcharbeitet. Nach diesem Gedanken gestaltet er von nun an seine Werke, die aber nichts mehr von der Frische und ursprünglichen Kraft seiner bisherigen Reiseerzählungen besitzen.

Immer hartnäckiger wird die Prozeßführung beider Parteien, immer wilder werden die Beleidigungen,

und das alles reibt den alt gewordenen Erzähler furchtbar auf. Hinzu kommt, daß seine Frau, von der er sich hat scheiden lassen, sozusagen in das Lager der Feinde übergeht. Aber unterkriegen läßt er sich nicht. Er schreibt eine große Rechtfertigung, die das Tun seines Lebens erklären soll. In seinem Kampf gegen all die Leute, die er als böswillige Neider abtut, hat er eine Helferin gefunden. Er hat Klara Plöhn, die Gattin seines verstorbenen Freundes, zur Frau genommen, und sie trägt geduldig sein Leid mit.

Das Ehepaar lebt häufig im Ausland, bald in der Schweiz, bald in Riva am Gardasee, das sind dann Wochen der Erholung von dem Klatsch und dem Tratsch der Prozesse. Und eines Tages entschließt sich Karl May, mit seiner Frau zusammen nach Amerika zu fahren, es zieht ihn gleich nach der Überfahrt aus Neuyork weg nach den Stätten, wo die Rothäute leben. Wir schreiben den September 1908, da reist Karl May den Hudsonfluß hinauf bis Albany, von dort besucht er Buffalo und macht einen Abstecher zu den Tuskorora-Indianern, dann trennt er sich von seiner Frau, um allein zu seinen geliebten Apachen zu fahren und Vorstudien für sein Buch „Winnetous Erben“ zu machen. Hier aber ist inzwischen nichts mehr von der Romantik der sechziger und siebziger Jahre übriggeblieben. Die Indianer leben in Reservationen und mehr als Schaustellung reitet manchmal noch eine Gruppe im Federschmuck von einem Ort zum andern, den Tomahawk am Gürtel und das Gesicht bemalt, sonst sind es Bürger geworden, die ihrem Erwerb nachgehen und das Kriegsbeil endgültig begraben haben.

Sehr enttäuscht wohl kehrt er schon nach kurzen Wochen zu seiner Frau zurück, und gemeinsam besucht das Ehepaar noch ein paar Städte des Ostens, wo Karl May in den deutschen Klubs beifällig aufgenommen wird, Vorträge hält. Seine Frau ist erstaunt, wie gut er sich überall auskennt, und sie sieht darin den Beweis, daß ihr Gatte früher schon einmal in Amerika gewesen ist. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Reise abgebrochen, und das Weihnachtsfest 1908 sieht Karl May wieder in der Villa „Shatterhand“ in Radebeul.

Nun beginnt wieder eine glücklichere Zeit für ihn, er kann sich überzeugen, daß ein großer Teil der Angriffe gegen ihn zurückgenommen ist und die übrigen verstummt sind.

Er arbeitet wieder wie in alten Tagen, und noch einmal, kurz vor seinem Tod, erlebt er einen großen Triumph. Vor 3000 Zuhörern hält er in Wien im März 1912 einen Vortrag zum Thema: „Empor ins Reich der Edelmenschen“, der oftmals von tosendem Beifall unterbrochen wird. Noch auf der Straße huldigen ihm die begeisterten Wiener.

Wenige Tage später, am 30. März, stirbt Karl May; die Anstrengungen der Wiener Reise sind für sein angegriffenes Herz zuviel gewesen. In seinem Testament vermacht er sein ganzes Vermögen einer nach ihm benannten Stiftung, die armen Künstlern und Schriftstellern helfen soll. Nur bis zu ihrem Tode soll seine Gattin noch die Nutznießerin des Vermögens sein.

*

So ist das Leben Karl Mays verlaufen. Wenn auch mancher Monat der Jünglingszeit für immer unklar bleiben wird, so steht doch in den Grundzügen das Leben dieses wahrhaft ringenden Menschen fest. Er hat gesündigt, er hat viel geirrt; aber er hat doppelt dafür büßen müssen, durch schwere Strafen und später fast noch härter durch die bitteren Angriffe, die seinen Lebensabend verdunkelt haben. Mag manches auch unerfreulich in diesem Leben sein, es war ein kämpferisches Leben und ein Leben der Arbeit. Mag den Ästheten sein Werk nicht befriedigen: an seinem Grab haben Indianerhäuptlinge ihre toten Gaben niedergelegt, um ihm zu danken, daß er wie kein zweiter für das Recht der roten Rasse eingetreten ist. Und vielen Millionen Lesern haben die Werke dieses Volksschriftstellers einen Strahl der Romantik in den grauen Alltag gebracht. Ist das nicht genug für sein Leben?